

Zwischen Misere und Utopie

ANDRÉ GORZ: **Arbeit zwischen Misere und Utopie.** Vom Autor für die deutsche Ausgabe erweiterte und autorisierte Übersetzung, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2000, 208 Seiten, 16,80 EUR.

»Von Symptombehandlungen der ›Krise‹ ist nichts zu erwarten, denn es handelt sich um keine Krise mehr. Vielmehr hat sich ein neues System etabliert, und zwar eines, das die ›Arbeit‹ massenweise abschafft. Es zwingt alle, gegen alle um die immer weniger werdende ›Arbeit‹ zu kämpfen, und stellt dadurch die schlimmsten Formen von Herrschaft, Unterwerfung und Ausbeutung wieder her. Aber nicht diese Abschaffung der ›Arbeit‹ dürfen wir diesem neuen System vorwerfen, sondern dass es eben diese ›Arbeit‹, deren Normen, Würde und allgemeine Zugänglichkeit es abschafft, weiterhin als Pflicht eines jeden, als verbindliche Norm und unersetzliche Grundlage unserer Rechte und unserer Würde postuliert. Deshalb müssen wir den Mut aufbringen, den Exodus aus der ›Arbeitsgesellschaft‹ zu wagen. Sie besteht nicht mehr und kehrt auch nicht wieder zurück. Wir müssen sie begraben, statt ihr nachzutruern, damit aus ihren Trümmern eine andere Gesellschaft entstehen kann. ... Die ›Arbeit‹ hat ihre zentrale Rolle im Bewusstsein, im Denken und der Vorstellungskraft aller Menschen zu verlieren, wir müssen lernen, sie mit anderen Augen zu betrachten – *nicht mehr als das, was man hat, sondern als das, was wir tun.*«

Durch diese engagierten Zeilen erhält man einen exemplarischen Einblick in Stil und Ziel der von André Gorz verfassten Abrechnung mit der Arbeitsgesellschaft, jenem Gebilde, das denjenigen fesselt, der eigentlich zur Entfaltung kommen soll: der »schöpferische Mensch«.

Die das Buch rahmenden vier Kapitel »Vom Sozialstaat zum Kapitalstaat«, »Letzte Wandlungen der Arbeit«, »Die Entzauberung der Arbeit« und »Jenseits der Lohngesellschaft« sind ihrerseits fähig, mit Verve und rhetorischer Klasse – manchmal auch mit argumentativen Scheuklappen – die Entzauberungsarbeit zu leisten, die nötig ist, um die Verzauberung des

modernen Bewusstseins, d.h. dessen strikte und faktisch längst unangemessene Bindung an die Gleichung: Arbeit = Erwerbsarbeit aufzulösen.

Während der 2007 verstorbene französische Philosoph Gorz in den ersten beiden Passagen die Entstehung des kritisierten Arbeitsmythos erörtert, ist er in Kapitel drei und vier auf der Suche nach Auswegen aus der herrschenden Situation. Seine zentralen Vorschläge dafür sind: 1. Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens; 2. Umverteilung der Arbeit und Erwerbsarbeitszeitverkürzung; 3. Stärkung regionaler Tausch- und Kooperationsringe sowie der Subsistenzwirtschaft.

Weder muss man Gorz bei (allen) seinen Lösungsvorschlägen zustimmen, noch seine teils fundierte, teils fundamentalistische Kritik des traditionell marxistischen Lieblingsfeinds, des Kapitals, jederzeit triftig finden; beipflichten kann man ihm jedoch bedingungslos, wenn er von wichtigen *politischen Fragen* spricht, die es auf diesem Terrain heute zu verhandeln gilt, um die »Arbeit zwischen Misere und Utopie« neu zu justieren.

Philip Kovčec

Arbeitsspuren

HANS FRAMBACH: **Arbeit im ökonomischen Denken. Zum Wandel des Arbeitsverständnisses von der Antike bis zur Gegenwart,** Metropolis Verlag, Marburg 1999, 528 Seiten, 32,80 EUR.

Ausgehend von der Leitfrage: »Wie hat sich das Verständnis von Arbeit im ökonomischen Denken gewandelt?« formuliert Hans Frambach, gegenwärtig Professor für Mikroökonomische Theorie an der Schumpeter School of Business and Economics Wuppertal, einen »Beitrag zur Geschichte ökonomischer Denkformen«, der als Habilitationsschrift entstand. Angelehnt an Ideen zur Begriffsgeschichte, die besonders der Historiker Reinhart Koselleck forcierte, ist Frambach willens, die unterschiedlichen Bedeutungen des Arbeitsbegriffs im Verlauf der abendländischen Gedankenentwicklung in 20 Kapiteln jeweils zeitkontextuell zu analysieren, vor allem anhand von Primärliteratur.

Entstanden ist so ein in historischer und thematischer Bandbreite absolut beeindruckendes Werk, das sich mit einem 45seitigen Literaturverzeichnis sowie äußerst differenzierten Personen- und Sachregistern auch hervorragend als Arbeits- und Nachschlagewerk eignet. Entsprechend dem breiten Themenspektrum werden von den Arbeitsformen im antiken Mythos bis hin zu Ulrich Becks Anmerkungen zur »Risikogesellschaft« tatsächlich alle denkbaren Aspekte des Arbeitsbegriffs beleuchtet.

Zwar entzieht sich der Arbeitsbegriff während Frambachs Untersuchungen konsequent einer stabilen Definition, für den Autor allerdings steht fest: »Wie auch immer sich die Standpunkte im ökonomischen Denken im Verlauf der Geschichte verändert haben, und in welchem Ausmaß das Arbeitsverständnis in einzelnen Epochen auch immer thematisiert wurde, auf den Begriff der Arbeit konnte niemals verzichtet werden, er war immer vorhanden, und immer mündeten wichtige Erklärungszusammenhänge in den Arbeitsbegriff ein.« Gelungene Rekonstruktionen dieser Erklärungszusammenhänge liefert diese Schrift.

Philip Kovce

Arbeiten, Herstellen, Handeln

HANNAH ARENDT: **Vita activa oder Vom tätigen Leben**, Neuausgabe, Piper Verlag, München 2009, 484 Seiten, 12,95 EUR.

»Was ich vorschlage, ist etwas sehr Einfaches, es geht mir um nichts mehr, als dem nachzudenken, was wir eigentlich tun, wenn wir tätig sind.« So stellt Hannah Arendt, die nie als Philosophin bezeichnet werden, sondern immer politische Theorie betreiben wollte, die Intention ihres Hauptwerks in dessen Einleitung vor. Kennzeichnend für das 1958 zuerst in den USA veröffentlichte und zwei Jahre später von Arendt selber ins Deutsche übertragene Opus ist die geistesgeschichtliche Untersuchung der *vita activa*, wobei Arendt drei Tätigkeitstypen darunter summiert: Arbeiten, Herstellen, Handeln. Neben einer systematischen und historischen Charakterisierung dieser Aspekte ist

ebenfalls die zeitkritische Reflexion bedeutend, mit der Arendt das gesamte Buch über modernes Menschsein und dessen Existenzbedingungen befragt.

Lässt sich hier auch etwas über die Arbeitsgesellschaft erfahren? Allerdings – nämlich bereits der Hinweis auf ihre Krise! »Die Neuzeit hat im siebzehnten Jahrhundert damit begonnen, theoretisch die Arbeit zu verklären, und sie hat zu Beginn unseres Jahrhunderts damit geendet, die Gesellschaft im Ganzen in eine Arbeitsgesellschaft zu verwandeln. Die Erfüllung des uralten Traums trifft wie in der Erfüllung von Märchenwünschen auf eine Konstellation, in der der erträumte Segen sich als Fluch auswirkt. Denn es ist ja eine Arbeitsgesellschaft, die von den Fesseln der Arbeit befreit werden soll, und diese Gesellschaft kennt kaum noch vom Hörensagen die höheren und sinnvolleren Tätigkeiten, um derentwillen die Befreiung sich lohnen würde. ... Was uns bevorsteht, ist die Aussicht auf eine Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgegangen ist, also die einzige Tätigkeit, auf die sie sich noch versteht. Was könnte verhängnisvoller sein?«

In der Reduktion aller Qualitäten der *vita activa* auf bloße Arbeit, in der »Glorifizierung der Arbeit als Quelle aller Werte«, in dem Endsieg des *animal laborans* sieht Arendt einen fatalen »Erfahrungsschwund« und zunehmende »Weltlosigkeit« verankert – Symptome, denen nur begegnet werden kann, wenn der Mensch sich erneut als ein sich permanent selbst Erschaffender und zugleich als ein *zoon politikón* begreift.

Arendts Gedanken sind noch immer aktuell;¹ und sie werden es bleiben – ihre Kritik des modernen Arbeitsfetischismus ebenso und wie ihr Plädoyer für ein neues politisches, d.h. mit- und zwischenmenschliches Handeln.

Philip Kovce

1 Konstantin J. Sakkas: *Eine Philosophin für diese Zeit. Hannah Arendt zum 100. Geburtstag*, in: DIE DREI, 12/2006, S. 21-26.

Gründe fürs Einkommen

MANUEL FRANZMANN (Hrsg.): **Bedingungsloses Grundeinkommen als Antwort auf die Krise der Arbeitsgesellschaft**, Velbrück Verlag (oder online: http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/volltexte/2010/7436/pdf/Franzmann_BedingungslosesGrundeinkommen_Leseexemplar.pdf), Weilerswist 2010, 424 Seiten, 29,90 EUR.

Fußend auf Beiträgen, die 2006 anlässlich eines sozialwissenschaftlichen Workshops an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt vorgetragen wurden, ist ein von Manuel Franzmann editierter Sammelband erschienen, der die von Hannah Arendt schon 1958 formulierte Krise der Arbeitsgesellschaft genauer untersucht und zugleich die Idee des bedingungslosen Grundeinkommens als mögliche Antwort auf diese Krise ins Spiel bringt.

Die 14 Beiträge – teils Vorträge, teils unabhängig entstandene Manuskripte – thematisieren ganz unterschiedlich die Unmöglichkeiten einer »friedlichen Koexistenz« von struktureller Massenarbeitslosigkeit und traditioneller Leistungsethik« (Franzmann), wobei die leistungsethische Erwerbsarbeitsfokussierung als »habitualisierte Prämisse im sozialen Unbewussten heutiger Industrienationen« (Franzmann) oftmals pointiert aufgedeckt wird.

Wie verhält sich dem gegenüber ein bedingungsloses Grundeinkommen? Welche Widerstände gegen eine mit dieser Idee verbundene »Demokratisierung der ›geistesaristokratischen Muße«« (Franzmann) sind zu erkennen und zu erwarten? Auch diese Fragen werden von den Autoren diskutiert – und verschiedentlich beantwortet.

Gegliedert sind die Beiträge, u.a. Texte von Götz Werner, Ulrich Oevermann, Michael Opielka, Georg Vobruba, Yannick Vanderborght und Philippe Van Parijs in drei Teilbereiche: »I. Zur allgemeinen Krisendiagnose«; »II. Fallrekonstruktionen«; »III. Zu Fragen der Realisierung des Grundeinkommens«. Die umfassende Einleitung von Franzmann müsste eigentlich als zusätzlicher Teil gezählt werden, denn sie macht fast ein Viertel (!) des Buches aus – auf

dieses Phänomen weist Franzmann im Vorwort auch nicht ohne Humor hin.

Fazit: Es liegt hier keine Diskussionschrift zur Triftigkeit des Grundeinkommensvorschlags vor, denn diese Idee genießt unter den versammelten Autoren allgemeine Zustimmung. Jedoch enthält der Band eine Vielzahl an Argumenten für ein Grundeinkommen und gegen die Erwerbsarbeitsgesellschaft – und einige politsatirische Karikaturen der Künstler Achim Greser und Heribert Lenz, die die Textlastigkeit kreativ ergänzen.

Philip Kovce

Kurzarbeit

MANFRED FÜLLSACK: **Arbeit**, Facultas Verlag (in der Reihe UTB Profile), Wien 2009, 118 Seiten, 9,90 EUR.

Im Rahmen sieben prägnanter Kapitel versucht Manfred Füllsack, Dozent am Institut für Philosophie der Universität Wien, »einen Überblick über die historische Entwicklung und die begriffliche Fassung der menschlichen Arbeit« zu geben. Besonders die »arbeitsverändernden Impulse der Arbeit« stehen bei diesem Unterfangen ganz oben auf der Agenda Füllsacks. Ausgehend von früheren Zeiten, in denen »Arbeit noch nicht Arbeit hieß«, streift der Autor Arbeitskonzeptionen der griechischen Antike ebenso wie solche des Christentums, der industriellen Neuzeit und der spezifisch kapitalistischen Ära, um letztlich im gegenwärtigen, postindustriellen Zeitalter neue Formen der Arbeit auszuloten.

Füllsacks Darstellungen sind durchwegs sachlich ausgeführt und klar strukturiert. Obwohl es sich um eine geschichtsraffende Übersichtspublikation handelt, erscheint die Materie nie in trockenem Hochschuljargon. Das liegt auch daran, dass Füllsack trotz des primär historischen Fokus immer auch neue Entwicklungslinien aufzeigt, die dazu ermuntern, über die aktuelle Situation menschlicher Arbeit sowie über zukünftige Perspektiven derselben eigenständig nachzudenken.

Neben relevanten Termini, die im Laufe der Kapitel diskutiert werden (Oikonomik, Scholé,

Arbeitsteilung, Tauschwert, Gebrauchswert, Arbeitswert, Industrialisierung, Automatisierung, Arbeitsmotivation, Arbeitslosigkeit u.v.m.), verweist Füllsack auch darauf, dass es parallel zu den Begriffen der Arbeit ebenso eine – ganz im hegelschen Sinne – »Arbeit der Begriffe« gebe, »insbesondere an dem, was durch sie begriffen werden soll«. »Die menschliche Arbeit«, folgert Füllsack, »könnte anhand jener Kriterien, mit denen wir sie heute als solche wahrnehmen, nicht mehr zu erkennen sein. Sie könnte sich den Begriffen entziehen, mit denen wir sie heute zu fassen versuchen.«

Historische, soziologische, ökonomische und philosophische Aspekte, die den Blick auf das menschliche Tun in und an der Welt erhellen, finden sich hier bündig dargestellt. Der gekonnten Zusammenschau Füllsacks ist es dabei zu verdanken, dass trotz aller Wandlungen des Arbeitsbegriffs dieser permanent sichtbar bleibt.

Philip Kovce

Zukünfte der Arbeit

BIRGER P. PRIDDAT: **Arbeit an der Arbeit: Verschiedene Zukünfte der Arbeit**, Metropolis Verlag, Marburg 2000, 190 Seiten, 19,80 EUR.

Birger P. Priddat, Professor für Politische Ökonomie an der Universität Witten/Herdecke, beginnt seine Überlegungen zur Zukunft der Arbeit mit einer kommentierten Literaturübersicht, die auf folgender Einsicht basiert: »Die Zukunft der Arbeit schien in den 70er Jahren bereits beendet zu sein; man läutete das Ende der Arbeitsgesellschaft ein. Wir lasen, der Arbeitsgesellschaft gehe die Arbeit aus, inspiriert von Hannah Arendt, bei Lord Dahrendorf. Zehn Jahre später hingegen schienen der Arbeitsgesellschaft die Ideen auszugehen, der man durch den Eintritt in die ›Wissengesellschaft‹ schnellstens auf der Datenautobahn Abhilfe verschaffen wollte. Innovation sollte helfen. Heute – in den 90ern und am Beginn des 3. Jahrtausends – hat man sich zwischen beiden Standpunkten etabliert. Beide Prozesse laufen parallel: die strukturelle Arbeitslosigkeit hält an, die ›job-machine‹ der ›cyberworld‹ läuft an, überbrückt

durch die imaginäre Welt der Dienstleistungen. Es ist jedenfalls sicher, dass die Trends zunehmen, und damit die Mengen der Aussagen über die Zukunft der Arbeit.«

Fragen nach der Zukunft der Arbeit stellen auch Fragen zur Zukunft des Arbeiters, des Unternehmers, des Politikers und der gesellschaftlichen Tätigkeitsfelder. An diesen Fragen und ihren Antworten feilt Priddat nach seiner Literaturkritik – ohne dabei Arbeit als Kategorie suspendieren zu wollen. Vielmehr sucht er nach neuen Arbeitsformen in einer *civil society*. Staatliche *welfare*-Optionen sieht der Autor eher skeptisch: »Es kann nicht darum gehen, den Staat mit einer neuen Versorgungsidee zu traktieren, sondern die Aktivitätspotentiale der Gesellschaft zu stärken, um das ›tacit knowledge‹ der Bürger für die Lösung der Modernisierungsprobleme zu gewinnen und zu nutzen.« »Verschiedene Zukünfte der Arbeit« sind Lösungsvorschläge, die diese Publikation bereithält.

Philip Kovce

Üben, üben, üben ...

PETER SLOTERDIJK: **Du musst dein Leben ändern. Über Anthropotechnik**, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2009, 723 Seiten, 24,80 EUR.

Ich beginne diese Buchkritik mit einem doppelten Geständnis, noch bevor mir gegenüber Anklage erhoben werden kann.

Erstens: Dieser XXL-Essay Peter Sloterdijks bedürfte eigentlich mehrerer Rezensionsoptiken; aus der Feder eines Feuilletonisten, eines Historikers, eines Politikers, eines Akademikers und eines Zeitdiagnostikers müsste eine feuilletonistische, eine historische, eine politische, eine akademische und eine zeitdiagnostische Revue verfasst werden, um zu zeigen, welche unterschiedlichen Funde jeder Weg zutage fördert.

Zweitens: Dieser Vorschlag wird hier nicht realisiert werden – aus dem einfachen Grund, weil in Ermangelung des Platzes und *in puncto* Arbeit vor allem die Frage interessiert, »auf welcher Ebene dieser medienschlaue Philosoph mit den eitlen Formulierungskünsten das Pro-

blem der Entwicklung des Menschen eigentlich fasst« (Lydia Fechner).

Zur Sache: Während es für jegliche Form digitaler Apparaturen selbstverständlich ist, dass sich ihr Prinzip in der immerwährenden präzisen Wiederholung einer Sache beschreiben lässt, so ist es für jeden humanen Apparat selbstverständlich, dass sich sein Prinzip in nicht immerwährenden, unpräzisen Wiederholungen mehrerer Sachen beschreiben lässt. Jedenfalls ist dies eine der anthropotechnischen Basiseinsichten Peter Sloterdijks: Was die Digitalen *können*, müssen die Humanen erst noch *lernen*.

Die Exerzitien des *homo artista* im zivilisatorischen Übungscamp, genannt »Gesellschaft«, gründen für Sloterdijk auf der Einsicht in die »autoplastische Verfasstheit der wesentlichen Humanitätsfragen«: »Mensch sein heißt, in einem operativ gekrümmten Raum zu existieren, in dem die Aktionen auf den Akteur, die Arbeiten auf den Arbeiter, die Kommunikationen auf den Kommunizierenden, die Gedanken auf den Denkenden, die Gefühle auf den Fühlenden zurückwirken. Alle diese Arten des Rückwirkens haben, behaupte ich, asketischen, das heißt übungshaften Charakter. ... Sie schaffen die selbstbezüglichen Verhältnisse, die den Einzelnen auf die Mitwirkung an seiner Subjektivität verpflichten.« Während das selbstbezügliche Übungsmotiv historisch zuerst in spirituellen Kontexten auftaucht, findet Ende des 19. Jahrhunderts eine flächendeckende »Entspiritualisierung der Asketen« statt – ein für Sloterdijk konstitutives Moment der Moderne; von nun an entdeckt der Mensch sich permanent als säkulares Übungstier.

Im Zuge seiner akribischen Übungsforschung mausert Sloterdijk sich obendrein zu einem spirituellen Systemtheoretiker: abstrakt und kenntnisreich rekonstruiert er verschiedene rituelle Übungspraktiken – eskortiert von der Einsicht, dass aus der Vogelperspektive alle Würmer eben gleich aussehen. An Stellen, an denen Sloterdijk auch auf die Anthroposophie zu sprechen kommt, wird jedenfalls deutlich, dass seine sprachbildnerische Brillanz nicht immer nur zu Gunsten der analytischen Differenziertheit agiert.¹

Insgesamt ist dieser Mammutessay eine reichhaltige, weil kaum versiegende Goldmine: Unmengen an Ideen werden hier gefördert, direkt weiter verarbeitet und bestechend formuliert. Wie aber denkt Sloterdijk nun Entwicklung des Menschen?

»Mit Gewissheit gibt es die behavioristische Kränkung des Menschen«, so Sloterdijk, »die ebenso gut die asketologische heißen kann. Sie folgt aus der Feststellung, wonach unser Dasein sich zu 99,9% aus Wiederholungen zusammensetzt, von denen die meisten mechanischer Natur sind. Diese Kränkung ist nur durch die Einbildung zu bewältigen, man selbst sei trotzdem origineller als so mancher andere. Setzt man sich einer anspruchsvolleren Selbstbeobachtung aus, gerät man in den psychosomatischen Maschinenraum der eigenen Existenz. Dort ist für die übliche Spontaneitätsschmeichelei nichts zu holen, auch Freiheitstheoretiker bleiben besser oben.«

Für Sloterdijk ist menschliche Entwicklung eine Wiederholungstat, sein von Rilke her importierter Imperativ: »Du musst dein Leben ändern« ist die dauerhafte Trainingsanweisung dazu. Ob Sloterdijk mit der Wiederholung jedoch tatsächlich das Prinzip menschlicher Entwicklung erfasst hat, scheint mir fraglich. *Denn ist nicht bewusstes kognitives Wiederholen von seiner inneren Seite her gerade dann, wenn es gelingt, kein Wiederholen mehr, sondern performative Aktualisierung? Anders gesagt: Transzendiert nicht ein gelungenes Wiederholen des eigentlich Nicht-Wiederholbaren die Wiederholung in eine Aktualisierung?*

Freilich verbietet es sich, Sloterdijk plumpen Biologismus oder Technizismus vorzuwerfen, nur weil er nicht mehr im ontologisch einwandfrei separierten Materie/Geist-Raum operiert. Aber auch ohne diese Vorwürfe bleibt mir die Frage offen, ob Sloterdijk bei der Suche nach den »wesentlichen Humanitätsfragen« nicht vielleicht die falsche Tür genommen hat.²

Philip Kovce

¹ Vgl. die Kommentare zur Anthroposophie (S. 141); zur Theosophie (S. 141); zur Theosophischen Gesellschaft (S. 602) und zu Rudolf Steiner (S. 167).

Die begrifflich ebenfalls auftauchende Eurhythmie (z.B. S. 141; S. 142) ist bei Sloterdijk nicht die anthroposophische, sondern der Terminus verweist auf antike bzw. antikenorientierte »gymnosophische Ideen«.

2 Vgl. zur Diskussion der Entwicklungsfrage auch Peter Sloterdijk: *Regeln für den Menschenpark. Ein Antwortschreiben zu Heideggers Brief über den Humanismus*, Frankfurt am Main 1999, und dessen Fundamentalkritik von Stefan Brotbeck: *Vom Überaffen des »Zarathustra«*. Eine Antwort auf Sloterdijks »Regeln für den Menschenpark«, in: *Das Goetheanum*, 41/1999, S. 737-741.

Systemkritik ohne Lösung

HERMANN LUEER: **Der Grund der Finanzkrise**, Mohnstein und Vannerdat Verlag, Münster 2009, 128 Seiten, 12,50 EUR.

Aus der Fülle der Literatur zur Finanzkrise infolge der US-Hypothekenkrise 2008 liegt mit Hermann Lueers Beitrag der seltene Fall einer klassisch marxistischen Analyse vor: Danach ist die gegenwärtige Finanzkrise nicht in etwa das Ende der Party, wie so oft gemutmaßt werde, sondern nur der Neuanfang auf Kosten der Beschäftigten. Am kapitalistischen Hauptwiderspruch, dass »alle materiellen Reichtümer und Produktionsmittel in der Wirtschaftskrise unverändert vorhanden« sind und dennoch »Massenverelendung« herrscht, entzündet sich die vorliegende Analyse. Diese umfasst neben der fundamentalen Wertschöpfung durch Arbeit das Phänomen der Buchgeldschöpfung über das Kreditgeschäft, mittels dessen die Realwirtschaft in Erwartung zukünftiger Gewinne Erweiterungsinvestitionen in der Produktion tätigt. Der bei den Geschäftsbanken genommene Kredit ist dabei letztlich eine Spekulation auf den künftigen Geschäftserfolg.

Auf der anderen Seite, so Hermann Lueer, schöpfen die Geschäftsbanken mit dem Kreditgeschäft der Kreditnehmer unabhängig von der staatlichen Zentralbank Buchgeld. Dabei werde immer mehr Buchgeld für spekulative Kreditvergaben erzeugt, bei denen die Aussicht auf zukünftige Erträge selber zu einem verkäuflichen Ding gemacht wird. Der Autor analysiert weiter, wie neben der klassischen

Form der Kreditvergabe durch die Emission von Wertpapieren in Form von Aktien, Anleihen, Schuldverschreibungen und Pfandbriefen, also abgeleiteten Derivaten, Geld geschöpft wird.

Dabei wird als ein wesentlicher Grund der Krise die Erfindung der Credit Default Swaps-Papiere ausgemacht, jene Prozedur des Verkaufs von Kreditforderungen an eigens dafür gegründete Zweckgesellschaften, die für etwaige Kreditausfälle bürgen sollten. Diese Zweckgesellschaften bündelten die Schuldscheine, die sie kauften, in neue Papiere, die sie an viele Partner verkauften und verteilten, bis zur völligen Unübersichtlichkeit, wer welche Risiken tragen würde. Dieses »Hedging« als ursprünglich intendierte Absicherung gegen Kreditverluste durch potenziell nicht mehr rückzahlungsfähige Kreditnehmer führte zu einem wahren Verbriefungsboom, das heißt eine ungeheure Kreditexpansion, mit der die reale Wertschöpfung nicht mehr Schritt halten konnte. Das fiktive überrundete das reale Kapital um ein Vielfaches, irgendwann musste das Kreditkartenhaus in sich zusammenfallen. Als Kern des Problems macht der Autor dabei Folgendes aus: »Allein der Zweck der Geldvermehrung entscheidet darüber, was, für wen und ob überhaupt produziert wird.« (S. 67)

Da der Zweck des Wirtschaftens im Kapitalismus einzig in der Gewinnmaximierung bestehe, sei das moralisch beflissene Ausspielen der Finanz- gegen die Realwirtschaft genauso unsinnig wie die rituell vorgebrachte moralische Empörung über das Ausmaß der Gier der Finanzakteure. Hermann Lueer stellt die Systemfrage, ohne Perspektiven auf ein alternatives Gesellschafts- und Wirtschaftsmodell anzubieten. So taugt das Buch mehr als Lehrbuch in Bezug auf einige zweifelsohne nüchtern und klar analysierte Gesetzmäßigkeiten des Kapitalismus denn als Schrift, die neue Horizonte eröffnet. Fragwürdig ist auch die Leichtigkeit, mit der der Autor die Verselbständigung des spekulativen Finanzsektors jenseits der Realwirtschaft als systemimmanente Entwicklung abtut und übergeht.

Gerd Weidenhausen

Unternehmerdynastien

ULRICH VIEHÖVER: **Die EinfussReichen. Henkel, Otto und Co**, Bastei-Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach 2007, 320 Seiten, 8,95 EUR.

In zwölf Kapiteln untersucht der Wirtschaftsjournalist Ulrich Viehöfer die Unternehmensgeschichte, das Selbst- und Weltbild, die Geschäftspraktiken, das innerbetriebliche Klima und den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Einfluss von zwölf milliardenschweren Unternehmensdynastien, allesamt Familienunternehmen, die es mit der eigenen Unternehmenstradition halten und im Kampf gegen die »Heuschrecken« (noch) bestehen können. Der Autor arbeitet in sämtlichen Beiträgen die unterschiedliche soziale Einstellung der Unternehmer wie Merckle, Boehringer, Beisheim, Mohn und Otto zu den eigenen Mitarbeitern und den Gemeinden, in denen diese Unternehmen beheimatet sind, plastisch heraus, so mit dem Klischee aufräumend, Unternehmer seien durchweg gierig und unsozial, oder andersherum, Unternehmer seien per se gesellschaftliches Vorbild an Initiative und Fleiß.

So erfahren die aus »einer Hundertschaft von Reichen mit einem Finanzvermögen ab einer Milliarde Euro aufwärts« ausgewählten zwölf Dynastien eine recht unterschiedliche Bewertung vom Autor: Während zum Beispiel das in Ulm und Blaubeuren ansässige Merckle-Imperium durch angemessene Löhne, durch eine die Sinne der Mitarbeiter ansprechende Ausstattung der Firmengebäude mit Werken der Bildenden Kunst, durch das Angebot der Seelsorge vor Ort und allerlei mehr für ein gutes Betriebsklima sorgt, es also an sozialem und kulturellem Engagement nicht fehlen lässt, zeigt sich nach Auffassung des Autors in Mohns Bertelsmann-Imperium ein anderes Bild: Hier herrsche ein sektenähnliches Klima der Angst vor, »Mobbing und Frust ziehen sich quer durch den Konzern.« Repräsentiert also Merckle die durch religiöse und ethische Werte gegründete alte Schule der sozialverträglichen Unternehmenskultur, so ist der an der US-amerikanischen Unternehmenskultur orientierte Bertelsmann-Konzern nicht nur auf die Verbrei-

tung seiner neoliberalen Unternehmens- und Wirtschaftsideologie durch diverse eigene Medien, Stiftungen und Denkfabriken fokussiert, sondern der Konzern macht mit dieser Ideologie der Effizienzsteigerung und knallharten Konkurrenz auch bei seinen weltweit 730.000 Beschäftigten ernst. Vom holden Selbstbild, mit dem Bertelsmann sich gerne umgibt, bleibt so bei Ulrich Viehöfer wenig übrig.

Erfrischend an der Lektüre ist, dass sie nie trocken und bierernst daherkommt, sondern mit einem Hauch dezenter Ironie zu erzählen weiß. So wird die informative Lektüre gleichsam zu einem Lesevergnügen. Ebenso wird einer einseitigen Verdammung des Unternehmertums nie das Wort geredet, sondern ein differenziertes Bild der Licht- und Schattenseiten dieses Berufsstandes gegeben.

Gerd Weidenhausen

Diktatur der Ökonomie

JOCHEN KRAUTZ: **Ware Bildung. Schule und Universität unter dem Diktat der Ökonomie**, Verlag Diederichs, Kreuzlingen/München 2007, 256 Seiten, 19,95 EUR.

»Pädagogische Probleme sind nur pädagogisch zu lösen, also weder politisch und organisatorisch noch ökonomisch.« Jochen Krautz, S. 95

Nachdem die 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts erfüllt waren von der Euphorie aufblühender neuer Wirtschaftsmöglichkeiten nach dem Fall des Eisernen Vorhangs, wächst nun am Ende des ersten Jahrzehnts des neuen Jahrtausends der Zweifel an der Tragfähigkeit der immer mächtiger werdenden globalen Wirtschafts- und Finanzzusammenhänge. In vielen Lebensfeldern werden mittlerweile bedrückende Verhältnisse spürbar, durch die sich immer mehr Menschen existentiell bedroht fühlen. Der »Sieg des Kapitalismus« scheint zunehmend in Frage gestellt zu werden, doch die Ratlosigkeit ist groß, welche anderen Wege denn beschritten werden könnten. Die Zusammenhänge scheinen immer undurchdringbarer zu werden und der einzelne Bürger immer machtloser. Die Sozialwissenschaft

laboriert zwar seit Jahren an der Frage, wie das durch den Globalisierungsprozess verursachte Schwinden der Besteuerungsmacht des Staates aufgehalten oder sogar rückgängig gemacht werden könnte, doch hat dieses Staatsdenken wiederum vor allem zu neuen staatlichen Zentralisationsbestrebungen und Blockbildungen geführt, die gerade die Verelendung des Gemeinwesens nicht zu stoppen vermögen, sondern die Ökonomisierung der Lebensfelder sogar noch beschleunigen. Und die öffentliche Debatte beschränkt sich zumeist darauf, die Missstände zu benennen, ohne wirklich über die Zusammenhänge aufzuklären.

Der an der Alanus Hochschule in Alfter lehrende Kunstpädagoge Jochen Krautz hat nun eine in vieler Hinsicht erstaunlich tiefgehende und erhellende Analyse, insbesondere bezüglich der Ökonomisierungstendenzen im Bildungswesen vorgelegt, die dieses Vakuum zu füllen unternimmt. Sein Buch *Ware Bildung* widmet sich eindrücklich den *Hintergründen* der gegenwärtigen Misere. Zum einen »reanimiert« er Begriffe und Bezüge, die im postmodernen Strudel untergegangen zu sein schienen, um ihre eigentliche Fruchtbarkeit wieder zu verdeutlichen; und andererseits dechiffriert er die Schlagworte der gegenwärtigen »Reformen«, um die eigentlichen, sich dahinter abzeichnenden Interessen zu besprechen.

So eröffnet das Buch mit einer am klassischen Bildungsbegriff orientierten Erörterung der eigentlichen Aufgaben von Bildung und Erziehung: Der Mensch »wird nicht gebildet und erzogen für den Staat, für die Wirtschaft oder die Kirche – sondern nur um seiner selbst willen.« (S. 14) In anschaulichen Bildern wird der Bildungs- und Erziehungsprozess als *Beziehungsgeschehen* entwickelt, im Dreiklang von »Lehrer, Schüler und Sache.« Dabei unterscheidet Krautz Bildung als Freiheitsleistung des einzelnen individuellen Menschen – die also grundsätzlich als »Selbstbildung« begriffen werden müsse – von Erziehung, womit »die notwendige Führung in einer Beziehung« (S. 15) angesprochen sei. Deutlich grenzt er sich mit diesem Erziehungsbegriff von antiautoritären Bestrebungen ab, um im Weiteren zu veran-

schaulichen, wie als Gegenschlag zur überformten autoritären Nachkriegserziehung nun ein »allgemeines Vermeiden von Erziehung resultierte« (S. 52), bis hin zu einer »Erziehungsvergessenheit« (Bernd Ahrbeck). Die eigentlichen Erziehungsfragen wurden dadurch immer mehr zum fachspezifischen Problem der »Erziehungswissenschaft«, die nun mit Statistiken und reiner Empirie die geeignetsten Methoden wissenschaftlich zu begründen begann und Reform auf Reform anstieß – wobei die unmittelbar Erziehungsverantwortlichen zunehmend verunsichert wurden. Und Krautz zieht daraus »die erste und wichtigste Forderung in dieser Lage: ... Statt einer nächsten Reform wäre es viel notwendiger, Schulen und Hochschulen schlicht einmal in Ruhe zu lassen ... und dann eine breite, offene und ehrliche Debatte darüber (zu führen), welche Aufgabe Bildung denn eigentlich hat, wie der Stand der Dinge ist und was zu einer Verbesserung in der tatsächlichen pädagogischen Praxis zu tun wäre.« (S. 50)

Sehr ausführlich und fundiert analysiert Krautz in den nun folgenden Kapiteln die gewaltigen konkreten Umgestaltungen und Maßnahmen, die das (europäische) Bildungswesen seit etwa dem Jahre 2000 erfährt. In dieser Analyse, das kann vorweg gesagt werden, liegt die eigentliche Stärke des Buches! Schon in der Einleitung in diesen Themenkomplex lässt der Autor seine Einschätzung durchklingen: »Die von Medien und Politik verbreitete PISA-Hysterie hat die Stimmung eines nationalen Notstands erzeugt.« (S. 45) Statt nach dem Wert der durch PISA veranlagten Bildungsziele zu fragen, wird mehr oder weniger blind reagiert. Krautz macht deutlich, dass das, was durch PISA veranlagt wird im herkömmlichen Sinne überhaupt nicht als Bildung angesehen werden kann, da es durch eine bestimmte, extrem reduktionistische Auswertung nur »Kompetenzen« erfasst, die »auf rein zweckorientiertes Denken und ökonomische Verwertbarkeit von funktionalem Wissen« (S. 82) hin orientiert sind. In vielen Beispielen wird im Weiteren veranschaulicht, wie diese neu eingeführte »Bildungsnorm« nicht nur umgesetzt, sondern auch zu vielerlei Fehlschlüssen, etwa der vermeintlich durch die

Studie belegten Notwendigkeit einer »Früheinschulung« oder zu medialer Technisierung des Unterrichts führt.

Doch Krautz begnügt sich nicht mit diesem Befund, sondern er fragt tiefer nach den eigentlichen Motiven dieses Bildungsumbaus und zeigt auf, dass tatsächlich gar nicht primär Staaten die eigentlichen Motoren dieser Entwicklungen sind, sondern zumeist – demokratisch überhaupt nicht legitimierte – Wirtschaftsunternehmen, die, vorbereitet durch die von der Wirtschaftsentwicklungsgesellschaft OECD durchgeführten PISA-Studien, schrittweise die Lenkung der nationalen Bildungsbereiche übernehmen, um sie zu profitablen Wirtschaftsfeldern umzufunktionieren. An verschiedenen Beispielen, etwa im Bereich der Lehrmittel, wird aufgezeigt, dass diese Umfunktionierung längst im Gange ist. Auch weist Krautz nach, dass die, in Folge der – ebenso wenig demokratisch legitimierten – Vereinbarungen der Bologna-Konferenz (1999) eingeführte, neue universitäre Abschlussordnung (Bachelor, Master) dem gleichen Ziel einer Kommerzialisierung der Bildung dient; und wie durch die Einführung rein wirtschaftlich geprägter Begrifflichkeiten wie »Wissensgesellschaft«, »Humankapital«, »Output-Orientierung«, »Qualitätsentwicklung«, »Evaluation«, »Effizienz«, »Kompetenzen«, »Bildungsstandards« etc. der Boden für die komplette privatwirtschaftliche Übernahme des Bildungslebens durch Großkonzerne bereitet wird. Dass dabei auch freiheitsorientierte Begriffe wie »Autonomie«, »Entstaatlichung« und »Privatisierung« Verwendung finden, erscheint angesichts dieser Kulisse in neuem Licht, denn offensichtlich entsteht gerade kein selbstbestimmtes Bildungswesen, sondern ein von stringent-kausal geleiteten Interessen wirtschaftsgeführtes: »Um einen Bildungsmarkt zu erzwingen, muss daher der freie Zugang zur Bildung möglichst verringert werden.« (S. 159) Folgerichtig scheut sich der Autor im Weiteren auch nicht, Namen und die Hauptbetreiber zu nennen, um schrittweise die eigentliche, sich manifestierende Machtpyramide zu skizzieren, an deren oberster Stelle er internationale Konzerne, Stiftungen, Verbän-

de und Lobby-Gruppen ortet, die über WTO, EU, OECD, IWF und deren »Instrumentarien« (Gats, Bologna-Erklärung, Pisa-Studie, Kredite) auf die nationalen Gesetzgebungen einwirken. Zusammenfassend kann also von einer schleichenden Entdemokratisierung gesprochen werden. Dementsprechend fokussiert Krautz in der Demokratiefrage auch den zentralen Schlüssel zur Abwendung der eingeleiteten Fehlentwicklungen: »Denn damit jeder die Möglichkeit hat, am Gemeinwohl teilzuhaben und vor allem auch dazu beizutragen, muss das Bildungswesen staatlich organisiert sein und es muss demokratisch verantwortet werden, also von den Bürgern selbst.« (S. 39) »Dabei wären Volksabstimmungen auf allen Ebenen des politischen Lebens das Mittel einer tatsächlichen Selbstbestimmung.« (S. 40) So verständlich Krautz' Schlussfolgerungen erscheinen, so wird doch deutlich, dass hier differenziert werden muss, denn auch das gegenwärtige Bildungssystem ist ja vermeintlich »staatlich« legitimiert. Doch selbst ein direkt-demokratisch legitimates Staatsleben kann nicht die Selbstbestimmung der Individualität im Geistesleben ersetzen, indem direkt-demokratisch generalisierend der Inhalt der Bildung festgelegt würde, denn auch das wäre ein Eingriff in die Sphäre des Geisteslebens. Diese fehlende Differenzierung wird auch deutlich, wenn Krautz etwa »hinter all den Schlagworten von Flexibilität, Selbständigkeit und Entscheidungsfähigkeit« das »Ziel einer Erziehung zu kritikloser Anpassung an alles, was verlangt wird« (S. 134) sieht, denn dann muss ihm zwar aktuell gewiss weitgehend Recht gegeben werden, doch liegt das entscheidende Problem vielmehr darin, dass die besagten Begriffe eben noch nicht in ihrer eigentlichen Wirklichkeit und in ihrer entsprechenden Sphäre gedacht werden; d.h. dass zwar von Freiheit phrasenhaft geredet wird, im eigentlichen Sinne freie Initiative im Bildungsbereich durch die zunehmende Normierung aber gerade unterbunden wird. Insbesondere die Gedanken des von Krautz mehrfach gewürdigten Wilhelm von Humboldt könnten hier weiter führen, der ja in seiner Frühschrift *Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksam-*

keit des Staates zu bestimmen Wesentliches zur Selbstbestimmung des Geisteslebens, und das heißt eben der zivilgesellschaftlichen Sphäre der Individualitäten – und eben nicht des Staates – beschrieben hat, wie es dann durch Rudolf Steiner in seiner »Dreigliederung des sozialen Organismus« ausgearbeitet wurde. So sehr Krautz grundsätzlich zuzustimmen ist, dass nicht Profitinteressen eine Gesellschaft formen sollen, »sondern eine Ordnung, in der Freiheit und Gemeinwohl vereint werden« (S. 105), so muss auch hier wiederum differenzierend gesagt werden: Dass das hier angestrebte Gemeinwohl nur dann befriedigend entstehen wird, wenn es aus einer Freiheit des Geisteslebens hervorgehen kann, das als solches wirklich als frei *erlebt* wird, denn die enorm antisozialen Triebe des heutigen Wirtschaftslebens – und das hatte auch Humboldt schon deutlich gemacht – sind nicht zuletzt Ausdruck eines noch nicht zu sich gekommenen, sondern noch weitgehend – eben auch staatlich – fremdbestimmten Geisteslebens.

Eingedenk dieser erweiternden Gedanken, kann abschließend gesagt werden, dass mit dem Buch von Jochen Krautz eine großartige Analyse der gegenwärtigen Fehlentwicklungen im Bildungsbereich vorliegt, die aber nur fruchtbar werden kann, wenn sie auch methodisch dazu führt, das Prinzip der generalisierenden Macht durch das Prinzip der Initiative zu ersetzen. Oder in den Worten Rudolf Steiners: »Ich habe in meinen »Kernpunkten der sozialen Frage« gerade ausgeführt, wie an jedem Punkt des Lebens eigentlich angefangen werden kann mit dieser Dreigliederung, wenn man nur will, wenn man nur ihren Sinn wirklich versteht. ... Denn die Idee von der Dreigliederung des sozialen Organismus ist nicht nur ein Ziel, sondern sie ist eben selbst ein Weg. ... Dann würde man auch nicht eigentlich fragen, ob man beim Bundesrat vorstellig werden soll durch ein Referendum und dergleichen, sondern man würde wissen: Sobald genügend viel Menschen da sind, ist die Sache auch da – wenn genügend viel Menschen sie verstehen. Das ist es im Grunde genommen, was das Geheimnis gerade einer Gesellschaft ist, die nach Demokratie strebt:

dass die Sache da ist, wenn sie wirklich inneres Verständnis findet und wenn sie wirklich innerlich klar ist.«¹

Thomas Brunner

1 Rudolf Steiner: *Soziale Zukunft* (GA 332a), S. 104f.

Mehr Staat in Krisenzeiten?

NOURIEL ROUBINI/STEPHEN MIHM: **Das Ende der Weltwirtschaft und ihre Zukunft – Crisis Economics**, Campus Verlag, Frankfurt/New York 2010, 470 Seiten, 24,90 EUR.

Kurz vor Redaktionsschluss dieser Ausgabe ist das neue Buch des – wegen seiner frühen und auch exakten Prognosen zur Wirtschaftskrise auch als »Dr. Untergang« betitelten – New Yorker Wirtschaftsprofessors Nouriel Roubini (Stern School of Business) und seinem Kollegen Stephen Mihm (Geschichtspräsident an der University of Georgia) nahezu zeitgleich in den USA und Deutschland erschienen. Sicherlich nicht zu Unrecht erwartet der Campus Verlag, dass sich dieses Buch zu einem Bestseller entwickelt. Und so bemerkt man schon bei der ersten Durchsicht, dass sich die Autoren und Lektoren sehr bemüht haben, eine Analyse der gegenwärtigen Krisensituation vorzulegen, die auch einem breiteren Publikum ohne ökonomische Vorkenntnisse verständlich sein kann. Eine Grundthese des Buches ist, dass Krisen in dem heutigen Wirtschaftssystem nicht unvorhersehbare Ereignisse sind, die man beim besten Willen nicht in sein ökonomisches Handeln einkalkulieren kann, sondern dass sie vielmehr die Regel darstellen. Das erste Kapitel ist insofern ein Parcoursritt durch die großen ökonomischen Krisen der Neuzeit von der Tulpenmanie des 17. Jahrhunderts bis hin zur aktuellen Finanzkrise. Das zweite Kapitel – Krisenökonomie – gibt eine Übersicht über die wichtigsten Wirtschaftswissenschaftler, die sich mit den Hintergründen solcher Krisen auseinandergesetzt haben, und führt zu der Frage nach den strukturellen Kräften, die eine Krise über viele Jahre vorbereitet. Mit dieser Frage wird im Kapitel »Plattentektonik« die gegenwärtige Krise durchleuchtet. Es

zeigt die Naivität der Vorstellung, dass diese Krise einfach in den USA durch eine außer Kontrolle geratenen Immobilienblase entstanden sei, die dann aufgrund einer komplizierten Verbriefung von Hypotheken auf das gesamte globale Finanzsystem übertragen wurde, sondern macht deutlich, dass dieser Entwicklung eine unerbittliche Deregulierung vorausgegangen war, die überhaupt erst den einzelnen Akteuren die Bedingungen für ihr unverantwortliches Tun geschaffen hat.

Eine maßgebliche Rolle spielte dabei Alan Greenspan, der ehemalige US-Notenbankchef, der sich als junger Mann »unsterblich in den Markt« verliebt habe und später nichts Besseres tat, als ein öffentliches Amt nach dem anderen anzutreten. Allerdings habe gerade seine zwiespältige Haltung gegenüber der Rolle des Staates als Kontrollinstanz des Marktes eine entscheidende Rolle bei der Schaffung der Bedingungen dieser Krise gelegt, insbesondere bei der Herausbildung eines Schattenbanksystems, welches vollkommen der staatlichen Regulierung entzogen war und dessen Entwicklung und Zusammenbruch im folgenden Kapitel eindringlich beschrieben wird. Ein weiteres Kapitel zeigt, wie sich die Krise in alle Winkel der Welt auswirkte, welche Rolle dabei die Rohstoffe spielten und wie das Verhalten der Finanzmarktakteure anderer Länder sich auswirkte. Folglich setzt sich das 6. Kapitel mit den Rettungsmaßnahmen der Notenbanken auseinander. Die Autoren bemerken, dass mit Beginn der Finanzkrise mit Ben Bernanke ausgerechnet ein Wirtschaftswissenschaftler Chef der US-Notenbank wird, der einer der führenden Experten für die Weltwirtschaftskrise von 1930 war, und der – aufbauend auf der monetaristischen Pionierarbeit Milton Friedmans – die These weiterentwickelte, dass die Krise von 1930 maßgeblich durch die Untätigkeit der Notenbank verschärft wurde. In diesem Sinne sei es nachvollziehbar, dass Bernanke fast alle Tabus einer konventionellen Notenbankpolitik brach. Die Folge dieser radikalen Medizin sei jedoch, dass den Finanzmärkten signalisiert wurde, dass die Notenbank von nun an bei allen Schwierigkeiten in die Bresche springen wird.

Das Problematische sehen die Autoren vor allem darin, dass nicht nur Unternehmen mit vorübergehenden Liquiditätsschwierigkeiten gerettet wurden, sondern vor allem auch viele, die prinzipiell zahlungsunfähig waren. Das Kapitel »Ausgaben rauf, Steuern runter« setzt sich mit der Rolle des Staates beim Kriseneinsatz auseinander. An der Forderung, dass sowohl die Regierungen als auch Zentralbanken in einer Krise aktiv ins Wirtschaftsgeschehen eingreifen müssen, lassen sie keine Zweifel. Allerdings beschreiben sie auch, in welches Dilemma sie dabei geraten. Weil eben die Folgen der Krise die ganze Gemeinschaft und nicht nur die Verursacher treffen, käme man nicht um drastische Maßnahmen herum. Die Autoren machen deutlich, dass sie vielleicht andere Maßnahmen als die amerikanische Regierung umgesetzt hat, vorgezogen hätten, aber gestehen ihr zu, dass im unmittelbaren Notfall eben schnelle Entscheidungen getroffen werden müssten. Die richtige Zeit, um sich mit dem verantwortungslosen Risikoverhalten und anderen Schwächen des Finanzsystems auseinanderzusetzen, käme erst, wenn die unmittelbare Krise überstanden ist.

Damit leitet das Buch zu dem über, was sich die Autoren an einschneidenden Maßnahmen vorstellen, die der Entstehung solcher Krisen vorbeugen könnten. Die Quintessenz dieser Maßnahmen bringen sie am Schluss des Buches auf den Punkt: »Damit die freien Märkte besser funktionieren und Arbeitnehmer in einer von der kreativen Zerstörung geprägten Weltwirtschaft flexibler und mobiler sein können, brauchen wir mehr Staat, nicht weniger« (S. 400). Dieser Forderung, die ja nichts weiter als die Fortsetzung des neoliberalen Staats-Wirtschafts-Dualismus bedeutet, verleihen sie Nachdruck mit der Beschreibung z.B. des immer stärkeren Auseinanderfallens der Einkommensentwicklung zwischen Realwirtschaft und Finanzwirtschaft. So würden etwa heute die 25 erfolgreichsten Hedge-Fonds-Manager der USA mehr verdienen als die Chefs der 500 größten amerikanischen Aktiengesellschaften (S&P 500) zusammen (S. 256). Doch wollen die Autoren nicht die Vergütung von Managern staatlich de-

ckeln, sondern lediglich verhindern, dass diese zu kurzfristigem Erfolgsdenken führt. So könnte man, damit Manager und Börsenhändler langfristig denken, z.B. Boni in Wertpapieren auszahlen, die dann erst einmal über mehrere Jahre treuhänderisch verwaltet werden.

Wirklich radikale Forderung glauben die Autoren im 9. Kapitel zu stellen. Hier reichen die Maßnahmen von der Beschneidung der Lobbytätigkeit der Finanzindustrie über die Zerschlagung solcher Großbanken wie Goldman Sachs bis hin zur Optimierung und Verbesserung des Notenbankinstrumentariums. All das wird sehr einleuchtend begründet mit der Darstellung erschreckender Details über die Verflechtungen der amerikanischen Finanzindustrie mit dem Regierungs- und Kontrollapparat. Rätselhafterweise stellen die Autoren jedoch nicht die Frage, wodurch denn diese Verflechtungen erst hervorgerufen werden. Sie fragen nicht, warum denn der »in den Markt verliebte« Alan Greenspan gar kein Interesse daran gehabt hatte, das Notenbankinstrumentarium besser zu nutzen. Sie beschreiben zwar, wie gerade in der Finanzindustrie die Kontrollfunktion des Eigentums vollkommen verloren geht (S. 249f.), aber fragen sich überhaupt nicht, ob das klassische Eigentumsrecht sich durch die Entwicklung zur Weltwirtschaft überholt haben könnte und eventuell einer ganz neuen Form bedarf.

Insofern stellt das Buch zwar eine, auch für den ökonomisch nicht geschulten, interessierten Zeitgenossen, hervorragende Analyse der gegenwärtigen Krisensituation dar. Es zeigt aber leider keine wirklich neue Perspektive. Nachdenklich kann auch stimmen, wenn Nouriel Roubini in der Danksagung am Ende des Buches den Finanzinvestor George Soros, der ihn bei den Schreivarbeiten im vergangenen Sommer beherbergt habe, als sein Vorbild eines »Renaissance-Menschen« erwähnt (S.403). Am Anfang der Neuzeit wollte man der griechischen und römischen Antike, also etwas Altem zu einer Renaissance (Wiedergeburt) verhelfen. Aber nicht aus dem Vergangenen, sondern nur aus dem Zukünftigen kann etwas Neues geschaffen werden.

Stephan Eisenhut

Arbeitsbilder

KLAUS TÜRK: Bilder der Arbeit. Eine ikonographische Anthologie, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden 2000, 400 Seiten, 128 EUR.

Türk bemerkt eingangs, dass der Künstler dem arbeitenden Menschen bei der Arbeit zuschaut, das Verhältnis von Kunst und Arbeit aber selten thematisiert. Damit ist auch die Frage gestellt, welche Art von Quelle Kunstwerke zum Thema Arbeit im historischen Kontext bilden. »Bilder bilden nicht ab, sondern stellen dar, sie inszenieren etwas; sie präsentieren ganz bestimmte Konstruktionen von Wirklichkeit«.

Der Autor, Professor für Soziologie, hat aus seinem Archivbestand 1500 Beispiele ausgewählt und zunächst thematisch nach »paradigmatischen« Arbeiten (Landarbeit, Schmiede, Bau usw. bis hin zur »Arbeitspause«) geordnet. In einem 2. Teil gibt er eine chronologische Übersicht, wobei sich jeweils historische und thematische Ordnung überkreuzen. Deutschland und Europa bilden dabei den Schwerpunkt, dazu kommen die USA. – Die älteren Darstellungen bewegen sich oft in einem mythischen und religiösen Kontext, es folgen Genrebilder und schließlich, beginnend mit der industriellen Revolution, bestimmte Arbeiten und die Technik verherrlichende, auch sozialkritische Darstellungen. Immer scheinen auch die jeweiligen Menschenbilder durch, deren Wandlung gerade in der Darstellung der Arbeit deutlich wird. Wobei auch umgekehrt die Arbeit den Menschen formt, ja schließlich überformt, ihn zum Teil einer Masse macht. Dabei geht es vor allem um Handarbeit – bis hin zur Bedienung der Maschine, mit der der Mensch immer mehr zu verschmelzen droht. Der Geistesarbeiter – Priester, Künstler, Gelehrter, Politiker oder Manager – fehlt hier fast vollständig (abgesehen von Karikaturen). Auch das ist natürlich Ausdruck eines Menschenbildes und Arbeitsverständnisses, das die Arbeit als Strafe auffasst bzw. den Arbeitenden als Opfer – womit wir bei der heutigen Problematik wären: Die Arbeit ist zur Ware geworden, der arbeitende Mensch hat seine Würde verloren – auch und gerade dann, wenn er seine Arbeit verliert.

Stephan Stockmar